

Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

„Bursche,“ sprach Smetse, „Du weißt es wohl, wir haben hierzulande kein Blut im Keller, denn es ist kein flämisch Getränk; wir überlassen es den Spaniern. Darum so wird Seine Hoheit mich gnädigst entschuldigen. Ich vermeine jedoch, daß Sie Durst nicht auf Blut, sondern auf Schläge hat, und davon will ich Ihr ein vollgemessenes erlauchtes Maß geben, fñntemalen Sie mir die sieben Jahre nicht bewilligen will.“

„Schmied,“ fragte ihn der Teufel, gar verächtlich dreinschauend, „Du würdest doch nicht wagen, mich zu schlagen, denkt mir?“

„Ja, Euer Gnaden,“ sagte der Biedermann, „Ihr wollet meinen Tod, und mir ist meine Haut lieb, und das nicht ohne Grund, maßen Sie mir allzeit tren und gar anhänglich war. Wäre es nicht eine Missetat, also jählings eine so schöne Freundschaft zu zerreißen? Des weiteren wollt Ihr mich in die Hölle führen, wo die Lust nach dem Braten verdammter Seelen stinftet. Vieber wollte ich Euer Hoheit sieben Jahre lang prügeln, denn dorthingehen.“

„Fläme,“ sprach der Teufel, „Du redest unehrerbietig.“

„Ja, Euer Gnaden, aber ich werde mit Ehrfurcht schlagen!“ So sprechend, gab er ihm mit der geballten Faust einen schrecklichen Schlag, davon der Teufel gar verblüfft, betäubt und zornig schien, gleich einem mächtigen König, den ein geringer Knecht schlägt. Und er wollte sich auf den Schmied stürzen, ballte die Fäuste, knirschte mit den Zähnen und gab aus Nase, Mund, Augen und Ohren Blut von sich; also ergrimmet war er.

„Ha,“ sagte Smetse, „Ihr scheint mir böz, Euer Gnaden. Aber bedenket gütigst: da Ihr meine Worte nicht hören wollet, so muß ich durch Schläge zu Euch sprechen. Wenn ich also predige, tue ich da nicht mein bestes, um Euch mit meinem erbärmlichen Schicksal zu rühren? Ach, erwäget doch in Gnaden, wie meine untätige Faust Euer erlauchtes Auge anflößt, so gut sie vermag, wie sie Eure edle Nase um sieben Jahre bittet und solche von Euren herzoglichen Kinnbäcken erlößt! Sagen diese ehrfürchtigen Backpfeifen Euren Feldherrnwangen nicht, wie glücklich, fröhlich und wohlbeleibt ich während der sieben Jahre sein würde? Ach, laßet Euch überzeugen. Aber ich merke, ich muß Euch andere Reden halten, mit Eisenstangen sprechen, mit Kneipzangen bitten, mit Hämmern flehen. Bursche,“ sprach der Schmied und wandte sich zu seinen Gesellen, „wollet ihr mit Seiner Gnaden schwätzen?“

„Ja, Baas,“ antworteten sie. Und sie suchten mit Smetse die Werkzeuge aus; es waren aber die Alten, welche nach den schwersten griffen und die hitzigsten waren, dieweil der Herzog ihnen vor Zeiten manche Anverwandte und Freunde durch Schwert, Grube und Feuer hingemordet hatte; und sie sprachen: „Gott ist mit uns, er gibt den Feind in unsere Hände. Los auf den Blutherzog, den Statthalter der Scheiterhaufen, den Herrn des Beils!“

Alle, jung und alt, verfluchten den Teufel, und ihre Stimmen grollten wie Donner. Sie kamen dräuend auf ihn zu, stellten sich um den Lehnstuhl und erhuben ihre Geräte zum Schlagen.

Aber Smetse hielt sie zurück und sprach zu dem Teufel: „Wenn Eurer Hoheit Ihre Knochen lieb sind, so geruhe Sie mir geschwinde die sieben Jahre zu geben, denn die Zeit des Scherzens ist vorbei, vermeine ich.“

„Baas,“ riefen die Gesellen, „von wannen kommt Dir diese übermäßige Güte? Warum mit diesem Himmel noch so lang und freundlich parlamentieren? Daß ihn uns zuvor würde machen, und alsbald wird er die sieben Jahre aus freien Stücken anbieten.“

„Sieben Jahre!“ rief der Teufel, „sieben Jahre! Nicht den Schatten einer Minute soll er haben! Schlägt den Leuten im Reiz, ihr Genier, die Ihr kein Loch tief genug fandet, Euch zu verkröchen, da er Euch in der Freiheit seine Lake wies. Ihr flämischen Memmen, da steht, was ich auf Euch und Euer Dräuen gebel!“ Und er spie sie an.

Da fielen Stangen, Hämmer und andere Geräte hagel-dicht auf ihn nieder und zerbrachen ihm die Knochen und das Eisen seiner Rüstung. Und dieweil sie um die Wette schlugen, jagten Smetse und seine Gesellen:

„Memmen waren wir, da wir gut, gerecht, voll Vertrauen und sanftmütig waren; tapfer er, welcher Macht und Soldaten hatte, daß er sie zum Töten der Schwachen, zum Schinden der Wehrlosen gebrauchte.“

„Memmen waren wir, da wir Gott in der Lauterkeit unseres Herzens anbeten wollten; tapfer war der, welcher uns mit Schwert, Grube und Feuer daran hindern wollte.“

„Memmen waren wir, da wir allzeit gern gelacht, dergleichen fröhlich gezecht haben, wie Männer, welche recht taten und sich um anderes nicht scherten. Tapfer war dieser Finsterling, welcher mitten in unsern Fastnachtsfreunden arme Leute aus dem Volke einkertern ließ und den Tod an Stelle der Lust setzte.“

„Memmen waren die achtzehntausendachtshundert, welche zur Ehre Gottes starben; Memmen die ungezählten, welche durch Aufruhr, Zorn und Frechheit des Kriegsvolks allerorten das Leben verloren. Kühn war er, da er ihre Hinrichtung befahl, kühner noch, da er sich ihrer bei einem Bankett rühmte.“

„Memmen waren wir allzeit, da wir nach der Schlacht an unsern Gefangenen wie Brüder handelten; kühn war er, da er nach der Niederlage Frieslands die seinen abschlachten ließ.“

„Memmen waren wir, unablässig zu arbeiten und das Erzeugnis unserer Hände über die ganze Welt zu verbreiten; kühn war er, da er unter dem Deckmantel der Religion unsere Reichen ohne Unterschied, ob römisch oder reformiert, hirmorderte und uns durch Plünderung und Erpressung sechs- unddreißig Millionen Gulden raubte. Denn die Welt ist verkehrt: feige ist die fleißige Biene, so Sonig macht, kühn die faule Drohne, so ihn stiehlt. Speie auf die feigen Flämen, edler Herzog.“

Aber der Herzog konnte nicht speien noch husten, denn durch die Kraft der Schläge hatte er nicht mehr Menschen-gestalt, also waren Fleisch, Knochen, und Rüstung untereinander gemischt und vermengt. Aber man sah das Blut nicht fließen, was ein wunderbar Ding war. Mählich, da die Gesellen, des Schlagens müde, verschauerten, rang eine schwache Stimme aus diesem Brei von Fleisch, Knochen und Eisen und sprach:

„Die sieben Jahre sind Dein, Smetse.“

„Wohlan, Euer Gnaden,“ sagte der Schmied, „unter-schreibt die Quittung.“

Welches der Teufel tat.

„Und jeso,“ setzte Smetse hinzu, „geruhe Eure Hoheit, sich zu erheben.“

Bei dieser Rede nahm der Teufel durch großes Wunder seine vormalige Gestalt wieder an und ging von dannen, das Haupt hoffärtig erhoben. Aber da er sich nicht herabließ, vor seine Füße zu sehen, so stieß er wider einen Hammer, der am Boden lag, und fiel schimpflich auf die Nase. Also gab er allen Gesellen zu lachen, woran sie es nicht fehlen ließen. Nachdem er sich ausgerafft, dräuete er ihnen mit der Faust, aber sie brachen in noch lauteres Gelächter aus. Zähneknirschend ging er auf sie los, aber sie höhnten ihn; er wollte mit seinem Degen einen kleinen vierährigen Arbeiter schlagen; da aber riß selbiger ihm das Schwert aus der Hand und zerbrach es zu drei Stücken. Einen andern schlug er mit der Faust ins Anklöß; der aber gab ihm einen so recht-schaffenen und waderen Fußtritt, daß er bis auf den Strahlen-damm flog, allwo er die Beine in die Luft streckte. Da brüllte er vor Scham und löste sich in einen rötlichen Rauch auf, wie dampfend Blut, und die Gesellen hörten tausend lustige, höhnlachende Stimmen, die sprachen: „Der Blutherzog ist geschlagen, verhöhnt der Herr des Beils, beschimpft der Fürst der Scheiterhaufen! Bloenderland tut ewigweid! Flandern in Ewigkeit!“ Und tausend Hände zumal klatschten Beifall, und der Tag brach an.

14. Von großer Furcht und Schmerz von Smetses Weib.

Da Smetse sein Weib suchte, fand er es in der Küche, vor dem Bild des Herrn Sankt Joseph knieend: „Golla, Weib,“

rief er, „wie fandest Du den Tanz? War er nicht schier lustig? Bah! Von nun an wird man unsere Wohnung das Haus der geprügelten Teufel heißen.“

„Ja,“ sagte die Frau kopfschüttelnd, „ja, und auch das Haus von Smetse, so in die Höllen geholt wird. Denn da unten wirst Du hingehen, ich weiß es, fühle es und mir schwant es. Der Teufel, welcher zuvor kriegerisch gewappnet erschien, ist eine böse Vorbedeutung. Er wird wiederkehren, aber nicht allein, sondern mit hunderttausend Teufeln, gleich ihm gewappnet. Wehel mein armer Mann! Und sie werden Lanzen, Schwerter, Hellebarden, Sakenbüchsen und Musketen tragen. Kartäunen werden sie mitschleppen und auf uns schießen und alles, Dich und mich, die Schmiede und die Gesellen kurz und klein machen. Weh, alles wird zermalmt werden! Und wo jeko unsere Schmiede steht, wird nur trauriger Staub sein. Und die Leute, so am Ufer vorübergehen, werden beim Anblick dieses Staubes sagen: „Da liegt das Haus von Smetse, dem Toren, welcher dem Teufel seine Seele verkaufte.“ Und wenn ich also gestorben bin, werde ich, wie ich kühnlich hoffe, ins Paradies eingehen. Aber Dich, Mann, na, unaussprechlich Unheil! Dich werden sie packen und durch Feuer, Rauch, Schwefel, Blei und siedend Del schleifen, bis zu dem erschrecklichen Ort, wo die bestraft werden, so den mit dem Teufel geschlossenen Pakt brechen wollten, und denen nicht Gott noch seine Heiligen besonders halten. Mein armer Kerl, mein herzlicher Geselle, weißt Du, was dort Deiner harret? Hu! Ein Abgrund, so tief wie der Himmel hoch ist, und an seinen entsetzlichen Wänden mit vorspringenden Säulen, Lanzenspitzen, erschrocklichen Schwertern und tausend furchtbaren Hellebarden gespickt. Und weißt Du, was das für ein Abgrund ist, Mann? Das ist der Abgrund, wo man immerdar fällt, versteh mich wohl, immerdar, von den Felsen zerrissen, zerschnitten von den Schwertern und von den Hellebarden aufgeschlitzt, immerdar während der ganzen langen Ewigkeit.“

„Aber, Weib,“ fragte der Schmied, „hast Du den Abgrund, von dem Du redest, jemals gesehen?“

„Nein,“ antwortete sie, „aber ich weiß, wie er ist, denn man hat es mir viele Male in Sant's Bado erzählt, und der gute Bruder Kanonikus lügt nicht.“

„So, nein,“ sprach Smetse. (Fortf. folgt.)

Die Weltausstellung für Buchgewerbe und Graphik.

Allgemeine Eindrücke.

Wie nie zuvor erlebt man beim Durchwandern dieser Leipziger Ausstellungen (und es ist wahrhaft ein Wandern, fast ein Reisen) die Macht des gedruckten Wortes. Vor diesen Strömen von Büchern steht man zunächst ratlos; hielt man sich bisher für einen Belesenen, so muß man nun bekennen, daß man ein Fremdling in diesem gewaltigen Reich der Folianten ist und es stets bleiben wird. Man möchte fast verzweifeln, gedächte man nicht rechtzeitig des klugen Wortes John Ruskins, das einem aus der Verwirrung dieser Ueberfülle von Eindrücken wieder zur großen Ruhe zu helfen vermag: „Einer könnte alle Bücher des British Museum lesen, wenn er lange genug lebte, und dennoch ein ganz ungebildeter Mensch bleiben; wer aber zehn Seiten eines guten Buches, Buchstaben für Buchstaben, das heißt mit wirklicher Sorgfalt liest, ist dadurch im gewissen Sinne für immer ein Gebildeter geworden.“ Wie einen Talisman nimmt man dies Wort sich zum Schutz, ehe man hinabtaucht in die schwarzweiße Flut, wie sie hier auf der Leipziger Ausstellung, in der endlosen Weite der eisernen Hallen mit sieghafter Selbstverständlichkeit sich ausbreitet. Aus den feinen Körpern der Bücher wurde ein Denkmal der Menschheit gebaut, ein Mal von niederzwingender Monumentalität und unsterblicher Kraft.

Die Geschichte dieses geistigen Reiches, wie sie vor Jahrtausenden anhub, um sich in logischer Folge bis zu den literarischen Zeitaltern der Menschheit zu steigern, sollte in dem feierlichsten Raum, in dem architektonischen Zentrum des Ausstellungsgeländes, in der Halle der Kultur, die Wilhelm Kreis (wenn auch ohne eigene Erfindungsgabe) baute, zur Darstellung gelangen. Karl Lamprecht, Leipzigs berühmter Historiker, der sich nie damit begnügte, spezialistisch ein Einzelgebiet zu betrachten, der vielmehr die eigentliche Aufgabe des Geschichtsforschers in dem Zusammenhänge der Entwicklungsphasen erblickt, wollte durch charakteristische Belege die Stufenfolge, in der Schrift und Buch aus der Zelle des ersten naiven Naturbildes bis zu den abstrakten Ornamenten der Kulturzeiten wuchsen, zur Anschauung bringen.

Wenn nun auch nicht das ganze Programm Lamprechts ausgeführt wurde, so genügen doch die geeigneten Belege, um die gewaltige Logik, die auch dieser Entwicklung innewohnt, sinnlich spürbar zu machen. Wir sehen die ersten Bildkriegelein der Jägervölker, die ersten rhythmischen Stenogramme in den Knotungen von Schnüren; wir sehen die Konzentration zur Naturformel in den Hieroglyphen und die Systematisierung des Alphabets von den Keilschriften bis hinauf zu unseren Alphabeten, deren Buchstaben Ornamente höchsten Grades sind, das heißt solche, die eine äußerste Einheit aus der optisch wahrnehmbaren Form und dem geistigen Gehalt darstellen. Auch das erhabene Gesetz, daß die Entwicklung des einzelnen, die Ontogenese, eine verkürzte Phylogenese, das heißt eine schnelle und konzentrierte Wiederholung der Entwicklungsstufen des ganzen Menschengeschlechtes ist, wird uns durch Lamprechts Anschauungsunterricht offenbart. Mit tiefer Ergriffenheit sieht man schließlich vor der Gestalt eines ägyptischen Schreibers und erinnert sich, daß Drüben, in der Halle, die Laut baute, die riesenhaften Rotationsmaschinen und die unendlich beweglichen Sekundärmaschinen den Weg kennzeichnen, den die Menschheit, vom Drang nach Wissen und von der Leidenschaft zur Mitteilung getrieben, durchwandert hat.

Mit Bestimmtheit kann man sagen, daß Deutschland den Reigen der internationalen Bücherproduktion anführt. Die Produktionsziffer, die Deutschland aufzuweisen hat, ist geradezu verblüffend; von der Buchproduktion des ganzen Europa bestreitet Deutschland allein neun Zehntel. Die Zahl der jährlich erscheinenden Bücher ist für Deutschland noch etwas größer als die Gesamtzahl der Veröffentlichungen in Frankreich, England und den nordamerikanischen Staaten. Im Jahre 1913 erschienen in Deutschland 35 078 Werke. Aber nicht nur zahlenmäßig ist Deutschland an der Spitze der Bücherproduktion; auch, was die Qualität, den guten Geschmack und die Ausdruckskraft des Buches betrifft, hat Deutschland die Führung. Ist zum mindesten nahe daran, solche Führung zu gewinnen. Der alte Lehrer Europas auch auf diesem Gebiet des zivilen Komforts, England, kann zwar immer noch viele Ruhmes-titel beanspruchen, es zeigt vollendete Drucke von unübertrefflicher Sachlichkeit und von einer Schönheit, die, wie man deutlich spürt, durch die Leser begehrt wurde; indessen, es läßt sich gegenüber den letzten zehn, ja zwanzig Jahren, gegenüber Morris, Walter Crane und Burne Jones, gegenüber den klassischen Arbeiten der berühmten Pressen kein eigentlicher Fortschritt feststellen. Nur in den ganz billigen Büchern, die einem für ein Nichts an Geld einen trefflichen, festen Band, einen sorgfältigen Druck auf dünnem, aber reinlichem Papier geben, ist England uns immer noch voraus. Ein Vorsprung, den einzuholen unser Buchgewerbe sich — und das von Rechts wegen — eifrig müht, den es aber mit wenigen Ausnahmen (die Fünzig-Pfennig-Büchlein des Inselverlages etwa) noch nicht zu überwinden vermochte. Auch sonst hat England die Sicherheit, die konservative Gewöhnung, die Selbstverständlichkeit des Niveaus uns noch voraus. Englands Bücher wirken in ihrer Ganzheit ruhiger; die englischen Buchdrucker experimentieren weniger. Sie können darum aber auch nicht annähernd so stark wie ihre deutschen Kollegen unsere Sinne erregen; sie bieten nicht den Reiz eines Volkes von hochfliegenden, wenn auch oft irdenden Persönlichkeiten. Die deutschen Buchkünstler betreiben ihr Handwerk fast so, als wäre das, was sie tun, eine reine und hohe Kunst; sie stehen sich einzeln und in Gruppen gegenüber, als gelte es Weltanschauungen zu verteidigen. Dabei kommt es, daß viele deutsche Bücher, und nicht gerade die schlechtesten, noch immer etwas Gewalttames, etwas Bewußt-Maffiniertes oder absichtlich Primitives aufzuweisen haben. Das deutsche Buchgewerbe trägt noch an einer nervösen, aber doch schönen Maffiosität.

Schlummert es um die romanischen Staaten. Frankreich bringt wohl einige Einzelleistungen hohen Grades hervor, mondäne Seltenheiten; aber seine normale Produktion ist fast entartet. Wie alle andern Gebiete des französischen Gewerbes, so steht auch das Buchgewerbe der großen Nation noch tief im Jugendstil. Auf den Einbänden schlängeln sich gräßlich verrenkte Botaniken; höchst kitschig zurechtgemachte Frauenspersonen lassen uns eine Technik, die an sich bedeutsam ist, ob ihrer Verirrungen beklagen. Die Franzosen verlieren auch als Buchgewerber die Führung. Von Spanien zu schweigen. Rußland begnügte sich, was die Ausstellung betrifft, bis zum heutigen Tage mit dem Gerüst des Sollenbanes. Österreich, Holland und die nordischen Staaten, vor allem Dänemark, regen sich mit Sicherheit und produktivem Geschmack. Im allgemeinen ist das Ergebnis auch dieser Weltausstellung; daß die germanischen und angelsächsischen Völker die Vorherrschaft auf allen Gebieten, des Technischen, der Qualität und des guten Geschmacks, an sich reißen. Die Erfahrungen von Brüssel und von Gent werden verstärkt.

Wohl unermesslich sind die Büchercharen der deutschen Hallen. Stand an Stand, einheitlich, aber doch mit Gefühl abgewechselt, reißen sich die Reihen der großen Verlage. Einzelne von ihnen zeigen zugleich mit ihren heutigen Erzeugnissen die wichtigsten Zeugen ihrer Entwicklung. Die Geschichte manches Verlages ist ein wesentlicher Beitrag zur Kulturgeschichte unseres Volkes. Man sieht, wie anfangs der deutsche Buchhandel sich mühevoll mit der technischen Unzulänglichkeit, dem Unverstand des Publikums und

dem Reaktionseifer der Zensur hat herumschlagen müssen; man sieht das Sprunghafte, fast stürmische Wachstum: das Konversationslexikon von Brockhaus zum Beispiel, wie hat es in hundert Jahren die Zahl seiner Seiten und Bände, die Länge und Intensität seiner Artikel vermehrt! Wer von solchem Tempo der Entwidlung des deutschen Buchverlages eine recht massive Vorstellung gewinnen will, der muß in der Halle des Vörsenvereins die Jahrgänge des „Vörsenblattes“ übersehen: das zählt von einem dünnen Bändchen in wenigen Jahren zu zwölf forpulenten Monatsvolumen. Wer liest das alles? Wer bezahlt das alles? Das Wirtschaftliche solcher unübersehbarer Produktion läßt sich kaum begreifen. Man wittert etwas von Ueberkonjunktur; man denkt an die nette Psychologie des Bücherfreundes, wie sie Georg Hermann in seinem Roman „Die Nacht des Dr. Herzfeld“ enthüllt: „Ich finde, das Hübscheste an den Büchern ist das Ausschneiden. Wissen Sie — man nimmt das Eisenbeinmesser hier, lehnt sich in den Sessel zurück und beginnt so langsam und gemächlich Seite für Seite aufzutrennen. . . Gelesen habe ich wohl diese Bücher nicht alle — aber aufgeschritten und den Duft eingeogen — das habe ich von den meisten.“ Ohne einen gewissen Snobismus der Bibliomanen wäre ein erheblicher Teil unserer Neudrucke und Liebhaberausgaben nicht recht denkbar. Es gibt sehr viele Leute, die Bücher nicht kaufen, um sie zu lesen, sondern nur darum, um sie zu besitzen, um sie zu sammeln, wie man Briefmarken oder Schmetterlinge sammelt. Solche Bücherfreundschaft, die nur das Gewand, aber nicht die Seele sucht, ist gewiß nicht die höchste Art der Buchkultur; sie bedeutet aber doch letzten Sinnes eine Förderung des Gewerbes, eine besondere Anspannung der technischen Möglichkeiten und eine ausgeübte Steigerung der Güte. Freilich, die Bibliophilie verschuldet andererseits eine gewisse Ueberhöhung der äußeren Gestalt und eine leidige Mißachtung dessen, worum Bücher eigentlich da sind: des Weistes.

Indessen, irgendwie tragisch braucht solche Veräußerlichung nicht genommen zu werden; sie ist eine erklärliche Begleiterscheinung des kapitalistisch organisierten Wohlstandes. Sie ist als Repräsentation des Reichtums immerhin erträglicher als das Prokentum des vergangenen Jahrhunderts, als die Villa, der Salon und der Diamantring. In der Gesamtproduktion des Buchgewerbes gemessen, bedeuten überdies die Liebhaberdrucke nur einen verschwindenden Bruchteil; die kulturelle Lüge, die sie symbolisieren, wird spürbar bedrängt durch die immer mehr zunehmenden billigen Ausgaben, die ihre wesentliche Aufgabe darin erblicken: Literatur den Massen zu vermitteln. Es will übrigens auch bedacht sein, daß selbst die Liebhaberausgaben, die ganz teuren Bücher, heute nicht mehr eigentliche Prachtbände sein wollen; das mit Schmutz überladene, in goldstrotzendem Einband gebundene Buch, das als ein Objekt des Anstehens im Glaschrank stand, ist endgültig überwunden. Der moderne Bibliophile begehrt nicht blöden Putz, vielmehr eine besonders erwogene Steigerung der Güte, ein ganz reifes Handwerk, ausgewähltes Material und gepflegte Technik. Selbst das Prachtbuch ist heute seinem Wesen nach ein Gebrauchsbuch.

Mit großem Eifer haben die Schriftgießereien, die Papierfabrikanten, die Buchdrucker und die Buchbinder dafür gesorgt, daß vernünftige und schöne Bücher hergestellt werden können. Allein die Arbeit der Schriftgießereien ist bewundernswert; die Ausstellung dieser vielfachen Bemühungen um lesbare und zeitgemäße Typen ist ein Dokument für das Ringen der Deutschen um das Geheimnis der Form. Wie da ganze Reihen von Künstlern danach streben, dem Buchstaben, diesem kleinsten Ornament, geschliffene Klarheit, Anmut und Pathos, Kraft und Milde, das Temperament des eisernen Zeitalters, die Geschmeidigkeit eines sportlich erwachenden Geschlechtes oder die Erinnerungsmystik der sich wiedererregenden Gotik zu geben, das ist ein Schauspiel, interessant und erhebend für jeden Freund der Form, das ist zugleich ein Beweis für die Sehnsucht des modernen Buchgewerbes, das Ideal zu erreichen: die Einheit von Form und Inhalt.

Das Volk erobert die Bücher. Die Leistungen der von den Gewerkschaften und den Konsumvereinen geleiteten Buchdruckereien sind durchaus zu beachten. Es scheint sich die Wahrheit (und Notwendigkeit), daß jede siegreich vordringende Klasse sich optisch in die Welt der Dinge zu projizieren weiß, zu bewähren. Es ist ohne Zweifel ein Symptom, daß die Holzarbeiter ein muster-giltiges Fachblatt zu drucken wissen, und daß die Grobverkaufsgesellschaft in Hamburg selbst ihre Tüten einwandfrei und (wer lächelt da) charaktervoll zu gestalten strebt.

Entscheidender als solches Nebenbei ist das gewaltige Streben des Volkes nach Büchern. Die Volksbibliotheken, die Bibliotheken der Gewerkschaften und der Bildungsausschüsse sind dafür eine täglich sich steigende Demonstration. Auch davon gibt die Leipziger Ausstellung einige Proben. Sie zeigt aber auch, daß gerade auf diesem Gebiet des proletarischen Bibliothekswesens Deutschland noch viel zu tun hat. Noch fehlt uns der Bibliothekswagen der Amerikaner, der in die fernsten Dörfer Weisheit und Aufruf trägt. Noch sind die Ziffern der Bibliothekstatistik besonders für Berlin nicht gerade übermäßig günstig. Es sollen, wenn die Rechnung stimmt, die Bibliotheken des Volkes in Berlin 1912 86 742 Bände gezählt haben. Die Gesamtzahl der Ausleihungen betrug 287 054. Das ist kein übermäßig günstiges Bild, besonders nicht,

wenn man erfährt, daß allein die Krupp'sche Bücherlei 84 870 Bände zählt, und in einem Jahre 726 074 Ausleihungen leistet.

Die graphische Ausstellung ist nicht minder umfangreich als die der Bücher. Auch sie vereint alle Kulturnationen. Aus Frankreich und England, Rußland, Belgien und der Schweiz kamen die Meister, aber auch die Mittläufer: Radierer, Lithographen, Holzschneider. Deutschland füllt allein viele Säle. Der Norweger Munch, der Schweizer Hodler und von den Deutschen Liebermann scheinen die Stärksten der europäischen Griftkunst zu sein. Die Franzosen neigen zur Süchlichkeit; die Engländer treiben auch radierend das Fußballspiel mit seinen Reorden und Refordbrüchen. In allen Ländern aber regt sich eine lede Jugend.

Robert Breuss.

Eine Mittelmeerfahrt.

Leise klingt das Wasser an der eisernen Wand des stolzen Schiffes. Dampf poltern und dröhnen die Maschinen. Die nimmer müde Wucht ihrer Kolbenstöße verursacht ein ständiges Erzittern in den unteren Räumen, in denen die Mannschaft wohnt. Die Luft ist hier erstickend heiß trotz der späteren Stunde der Oktobernacht. Bestimmen sich doch in dem winzig kleinen Logis zehn der einfachen Kojen, immer zu zweien übereinander, und in jedem der Eisenstühle ruht ein müder, erschöpfter Mensch aus und sucht in kurzer Ruhe neue Kraft zu sammeln zu frischer Tagesarbeit, zu neuer Fron.

Fast vergeblich summt der kleine Ventilator, um etwas erfrischende Seeluft in den Schlafraum zu wirbeln. Er hurrt und surrt, und immer wieder stampfen die Maschinenkolosse. Dampf, bestäubend.

Für eine Landratte ist es nicht leicht, sich da hineinzufinden, zumal ich eben erst das freie Wanderleben durch Italien an den Nagel gehängt hatte, um in Neapel auf dem „Brinz Heinrich“ Küchensarbeiter zu werden. So liege ich denn in meiner Kojen dicht unter den Deckbalken im tiefsten Winkel des Zimmers; erst spät sentt sich der Schlaf auf meine Augen.

Lange freilich währt die Ruhe nicht. Schon vor fünf Uhr ertönt der Beckruf der Seeleute. Das englische „Rise! rise!“ schallt durch die Logis und schredt die Schläfer auf.

Heut ist ja Sonntag! Feiertag! Aber Ruhe? Auf See gleicht ein Tag dem andern, sie vergehen in Mühe und Arbeit. Erst im Heimathafen kam dem Verlangen nach Ruhe etwas entsprochen werden, denn die Häfen, die nur anzulaufen sind, werden mit in die Seeweide eingeteilt. Wo bald ist dann so ein freier Tag heram, wie schnell geht das selbe Ringen von neuem los. Zeit ist Geld bei dem Profiteschludenden, Kräfte und Menschen verbrauchenden Kapital.

Also geht mache ich Mittelmeerfahrten und bin Angestellter des Norddeutschen Lloyd. Das hört sich ja ganz schön an. Unser Schiff fährt während der Wintermonate regelmäßig von Marseille über Neapel nach Alexandrien und ebenso zurück, jede ganze Reise dauert vierzehn Tage. Schließlich ist es für einen Arbeiter ganz gleich, wo er seine Knochen verkauft, er hat doch nicht viel Nutzen davon. Vom Vormittag an hatte ich heute im Probantraum zu tun, der im Vordersteine untergebracht ist. Jeder kleine Raum soll ausgenutzt werden; so heißt es denn, hier eine Anzahl Säcke zu verstanen, oder große Körbe nach tiefer ins dunkle Innere des Schiffes zu transportieren, oder dort schwere Kisten zu laden und ver-gleiden.

Was fliegt alles über Bord! Leere Kisten, gute Fässer, Körbe und andere Emballagen. Alles, was leer ist, wird in die „große Seeziste“ geworfen. „Ja,“ heißt es, „wenn wir das erst nach Bremer-hafen schicken, wird's teurer als so!“

Unterdesen zieht das Schiff ruhig seine Bahn und nähert sich den Inseln Sardinien und Korsika immer mehr. Ich komme aus dem finstern Bauche des Schiffes wieder an Deck. Im Bogen fliegt eine Meile über die Nelling und schlägt klatschend auf die Flut, wo sie bald im Kielwasser munter tanzt und hüpfet. Ja beneide die Glüdlichen, die sich behaglich im bequemen Deckstuhl strecken können, wo sie der sanfte Luftzug dieser südlichen Breiten umschmeichelt. In weiter, glatter Fläche liegt die blaue See bis in unendliche Fernen unter dem heiteren Himmelsgewölbe. Kein Wölkchen verdunkelt das weiche, warme Sonnenlicht. Wie eine Fata Morgana erheben sich die feinsten, zart rötlich getönten Berge von Sardinien vor dem entzückten Auge. Wie Spielzeug anmutende Dörfchen mit hellen Häusern liegen verträumt am Ufer. Hin und wieder sieht man die warnende Gestalt eines Leuchtturmes. Und über allem scheint goldig die Sonne. Die leichte Rauchfahne unseres Schiffes schwebt lange, lange in der stimmenden Atmosphäre, und erst weit hinter uns an Bord legt sich der Dampf wie ein zarter grauer Schiefer auf die gekräuselte blauschimmernde Flut.

Dann kommt Korsika in Sicht und bald liegt die Straße von Bonifacio hinter uns. Wie es allmählich Nacht wird, das merken wir Arbeiter dort unten im Raum kaum. Am anderen Morgen leuchten bereits die Feuer der französischen Küste herüber. Vorbei geht es an starken Fjords, vorüber an Felsenklippen, an denen die Brandung auch nicht die Spur von Vegetation aufkommen läßt. Wir sind im Hafen von Marseille. Eine riesige Drehbrücke wird herungeschwenkt, dann ist die Fahrt frei, und der „Heinrich“ macht am Pier fest.

Ein anderes Bild als sonst in den großen Häfen umfängt uns hier. Wohl reißt sich auch hier Speicher an Speicher, Schuppen steht neben Schuppen, und genau wie in anderen Seestädten reden die gewaltigen Krane ihre lastgetriebenen Arme in die Luft. Aber alles ist festlich geschmückt. Von sämtlichen Masten und Schant emporstrebenden Stangen wehen bunte Flaggen aller Nationen. Auch unser Schiff hat über die Toppfen geslagt. Ein prächtiges, farbenfreudiges Bild! Und warum das alles? Es gilt dem feierlichen Empfang des neugewählten Präsidenten der französischen Republik, der heute zum ersten Male in seiner Blüte nach Marseille kommt und eine Mottenschau abnehmen will. Als dann der kleine Dampfer mit Potinac an Bord seine Rundfahrt macht, gefolgt von der ganzen Flottille der geschmückten Hafenschlepper, nimmt der Jubel der begeisterten Franzosen kaum ein Ende. Das hatte ich diesen Republikanern gar nicht zugetraut.

Am nächsten Tage haben die Köche Ruhe, da die Passagiere erst kurz vor der Ausreise an Bord kommen. Wir anderen jedoch haben tüchtig zu tun, den Proviant zu übernehmen. Die Ladebäume und Dampfkrane haben vollauf mit dem Laden der Fracht zu schaffen, so daß wir den ganzen Tag unermüdet über die Planen zu laufen und die Lasten auf dem Rücken heranzuschleppen haben. Es ist erstaunlich, was für eine riesige Menge von Lebensmitteln gebraucht wird. Auch eine ganze Zahl von Wachteln und ähnlichen kleinen Vogelleichen befinden sich unter den Geflüßern — für die erste Klasse.

Seit Mittwoch sind wir wieder auf See. Ein Tag gleicht in der Arbeit dem anderen. Immer schon viel zu früh heißt es: „Rise, rise — hoch das Bein!“, und der Dienst beginnt. Ich habe mit noch einem Kochsmaalen, wie wir heißen, den für den Tag benötigten Proviant aus dem Raume zu holen. Erst dann darf Kaffee getrunken werden. Rot brauchen wir natürlich nicht zu leiden. Es ist aber auch nicht zu empfehlen, sich gerade vor den Augen des Oberlochs einen ledernen Extrabissen zu leisten. Hat die erste Klasse gegessen, die nach der dritten und zweiten Klasse speist, kommt es allerdings nicht mehr darauf an. Dann wird doch so mancher Kopf voll der besten und kräftigsten Speise in die Dredbad geschüttet und über Bord geworfen. Mancher armen Familie wäre damit geholfen. Aber was soll auf hoher See damit angefangen werden?

Ist der Proviant herangeschafft, kommen die anderen Arbeiten an die Reihe. Da werden Fische gepulvt, Kartoffel geschält und Gemüse gefäubert. Es sind Arbeiten, wie sie jede Hausfrau kennt, nur sind sie hier bedeutend ins große übertragen.

Im allgemeinen geht es in der Küche ziemlich friedlich zu. Das ändert sich aber, wenn erst die Speisung der ersten Klasse beginnt oder, wie es bei uns mit beiführender Ironie heißt, wenn die „Fütterung der Raubtiere“ ihren Anfang nimmt. Alles dreht sich nur um diese Passagiere. Da kommen die Stewards und machen ihre Bestellungen in nervöser Hast. Jeder will zuerst abgefertigt werden. Die dienstbaren Geister des Kochtopfes schwitzen vor Aufregung, namentlich wenn der Oberloch anfängt hihig zu werden und mit einem Donnertotter dazwischen fährt.

Das vollständigste Tokuwabohu herrscht. Da, endlich geht auch das vorüber. Das ist aber noch nicht die Hauptsache für uns. Die kommt vielmehr erst. Mit ungeheurer viel heißem und kaltem Wasser in inniger Verbindung von großen Quantitäten Soda und Seife wird die ganze Küche einer großen Reinigung unterzogen. Sämtliche Tische und Gerätschaften, sowie der Fußboden werden geleast und geschruppt, daß der Schaum nur so fliegt. Jede Hausfrau könnte ihre helle Freude daran haben, dürfte aber trotzdem nicht den leisesten Versuch wagen, ein ähnliches Verfahren in Anwendung zu bringen. Wahre Ströme von Wasser fließen aus den Speigaten in die See. Alle Augenblicke ertönt der Warnungsruf: „Warschau! (Wacht) Heiß!“ — und ein Sturzbad folgt hinterher. So geht es dreimal am Tage.

Wir sind dabei nur mit der aufgekrempten Hölse bekleidet. Daß es unter uns halb nackten Gefellen nicht sehr zart hergeht, und mancher Strahl aus „Zufall“ ein anderes Ziel nimmt, kann man sich wohl denken. Dann kommt unser eigenes Ich an die Reihe, und ist es gerade Abend, wohl auch mitunter ein Stück unserer Wäsche. Hier heißt es eben, selbst ist der Mann. Leider ist vor neun Uhr daran nicht zu denken.

Und wie angenehm schmachtet sich dann ein Pfeifchen Tabak, wenn die Arbeit ruht und man noch ein Weilchen auf dem Bootsdeck den süßlichen Rauch des Meeres genießen kann.

Das ist fast die einzige Zeit, die für die Erholung übrig bleibt. Kommt man aber gelegentlich mit den Arbeitsgenossen darauf zu sprechen, wie die Verhältnisse besser gestaltet werden könnten, und hält man ihnen die Vorteile gewerkschaftlichen Zusammenschlusses vor Augen, so predigt man meist tauben Ohren. So indifferent wie hier die Kollegen sind, habe ich selten Arbeiter kennen gelernt. Was zahlt das Meereskapital an Lohn? Ganze 40 Mark im Monat! Davon werden noch Abzüge gemacht, z. B. für die Witwen- und Waisenklasse, Krankenkasse, Gehirngeld und ähnliche. Hierzu gehört auch der Beitrag für den Pensionsfonds, der geleistet werden muß. Welcher Arbeiter gelangt denn aber in den Genuß einer Pension, wer ist denn ohne Unterbrechung 25 Jahre bei der gleichen Kompagnie? Vorher gibts auch nicht einen Pfennig. Das ist die Wohlthätigkeitskasse, an die der Arbeiter gefesselt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

Heilkunde.

Ueber Strahlenbehandlung an inneren Organen sprach auf dem diesjährigen Kongress für innere Medizin in Wiesbaden Professor A. Werner vom Krebsinstitut in Heidelberg. Gegenüber den sehr zahlreichen Behandlungsberichten über Oberflächengeschwülste sind Berichte über Erfolge bei Umbildungen innerer Organe nur spärlich. Für die äußere Behandlung bestgen wir sowohl die Röntgenstrahlen wie radioaktiven Substanzen, für die innere kommen vorläufig die Röntgenstrahlen nicht in Betracht. Man kann mit Bestrahlungskörpern direkt an die Neubildungen des Rachens und der Speiseröhre, des Mastdarms und der Blase herankommen. Die tiefer im Bauch liegenden Organe können durch Vorlagerung zugänglich gemacht werden. Ein Teil der Geschwülste an den inneren Organen ist sehr radioempfindlich, die lebenswichtigen Elemente der inneren Organe selbst sind zum Teil weniger empfindlich. Die sensibelsten Gebilde (Milz, Eierstock, Lymphdrüsen) brauchen weniger berücksichtigt zu werden. Größere Veränderungen vorzeiten des Blutes sind nur zu erwarten, wenn man ausgedehnte Körperbezirke bestrahlt muß. Mitunter kommt es zu nervösen Reizerscheinungen oder zu Vergiftungen durch Aufsaugung von Zerfallsprodukten. Eine weitere Gefahr bilden Durchlöcherungen von Organwänden und Blutungen.

Geht man nun der Reihe nach die Innenräume des Körpers durch und beginnt mit der Schädelhöhle, dann muß man feststellen, daß dort bisher nur Geschwülste der an der Unterfläche des Gehirns befindlichen Anhangdrüse mit Erfolg behandelt worden sind. Krebse der Mundschleimhaut, der Zunge, des Rachens und des Kehlkopfs sind verhältnismäßig gebessert worden, zum Teil sehr erheblich, aber nur selten konnte man lang anhaltende Erfolge beobachten. Verhältnismäßig leicht kann man Kapseln mit Radium und Mesothorium in die Speiseröhre einbringen, man hat hierdurch ebenfalls mehrfach Besserungen bei Krebs erzielt. Bei Magenkrebsen wurde wiederholt durch äußere Bestrahlung Verkleinerung oder gar völlige Rückbildung von großen Geschwülsten erzielt. Die Bestrahlung nach Vorlagerungen führt zu rascher Rückbildung, auch bei sehr weit vorgeschrittenen Fällen, und zu bedeutender Besserung des allgemeinen Zustandes. Einzelne Kranke wurden jahrelang bei relativ gutem Befinden erhalten. Von den Darmkrebsen sind die des untersten Abschnittes am dankbarsten, während die der höher gelegenen Teile ohne Vorlagerung schwerer zu beeinflussen sind. Während Nieren- und Nebennieren- sowie Pancreasgeschwülste meist nur subjektiv gebessert wurden, sind bei Neubildungen der Harnblase erhebliche Rückbildungen erzielt worden, aber noch keine gesicherten Heilungen. Im allgemeinen gilt der Grundsatz, daß operable Geschwülste, namentlich an den inneren Organen, immer noch zu operieren sind, während der Bestrahlung vor allem die Nachbestrahlung zur Verhütung der Rückfälle zukommt. Diese kombinierte Methode erzielt vorläufig die besten Erfolge. Nicht operierbare Geschwülste werden durch die Strahlenbehandlung mitunter operabel. Nur in vereinzelten Fällen gelingt es, durch Bestrahlung, insbesondere in Verbindung mit Einprägungen, das Leiden vollkommen zu beseitigen, während Besserungen häufig beobachtet werden.

Aus dem Tierreiche.

Neues vom Kuckuck. Frau Kuckuck entzieht sich heimlich dadurch der Mühe des Ausbrütens ihrer Eier, daß sie diese in fremde Nester legt und die Stiefeltern des jungen Kuckucks sind natürlich um so eher geneigt, das Kuckucksei wie ihre eigenen Eier zu behandeln, je weniger das fremde Ei von ihren eigenen zu unterscheiden ist. Sucht nun das Kuckuckweibchen, wenn es ein Ei gelegt hat, nach einem Gelege, dessen Eier dem seinen ähneln, oder wie ist sonst der Zusammenhang? E. S. Valer hat diese Frage untersucht und über seine Ergebnisse weiß die „Naturwissenschaftliche Wochenchrift“ fesselnde Mitteilungen zu machen. Kuckuckseier ähneln den Eiern der Vogelarten, in deren Nestern sie gelegt werden, nach Farbe und Zeichnung oft auffallend. Nach Valer soll es sich hier um eine Anpassungserscheinung handeln, und zwar nicht bei dem einheimischen Kuckuck, wie auch bei anderen Kuckucksarten und Gattungen. Die Auslese ist in der Weise erfolgt, daß die Stiefeltern der kommenden Kuckucksgeneration das Untaugliche ausgemerzt haben. Die Eltern des Kuckucks sind dabei ganz unbeteiligt: findet ein Vogel in seinem Neste ein Kuckucksei, das sich von seinen eigenen Eiern erheblich unterscheidet, so wird er es entfernen und die den Eiern der Pflegeeltern unähnlichen Kuckuckseier werden in viel größerer Menge zurückgewiesen sein, als die ähnlichen. Der Stamm von Kuckucken, der unangepasste Eier legt, muß daher aussterben. Die Hauptbedingung ist hierbei, daß die Pflegeeltern die fremden Eier auch als solche zu erkennen imstande sind. Nach Valers langjährigen Beobachtungen werden Abweichungen von der Größe meistens nicht bemerkt, sondern ausschlaggebend scheinen Farbe und Zeichnung zu sein. Diese Auslese nach dem Grundsatz der Reuezeit der Eier ist bei einigen indischen Gattungen bereits so weit gediehen, daß der Kuckuck nur noch völlig angepasste Eier legt.